

Einundzwanzigster Sonntag.

Der Sonntag hatte heut einen betrübten Anfang gehabt, denn ich bekam einen Brief aus der Stadt von meinem Freunde Conrad, und der schreibt mir, daß ein kleiner Junge ertrunken ist, den wir Alle kennen. Er hieß Alfred und war sehr hübsch, und Alle, die ihn kannten, hatten ihn gern.

Dicht neben dem Garten von Alfreds Eltern fließt der Fluß; es ist zwar dort ein Geländer, aber es ist nicht sehr hoch. Alfred durfte oft dort spielen, aber niemals ohne Aufsicht, und vor drei Tagen war er im Garten mit seinem ältesten Bruder Carl, und wie er recht spielt, wird Carl einen Augenblick abgerufen, weil der Schneider ihm Maas nehmen soll, und im Weggehen

ruft er: „Alfred, ich komme gleich wieder, gehe nicht an den Fluß.“

Nach einigen Augenblicken kommt er zurück, und sein erster Blick sucht den Bruder, aber der ist nicht zu sehen. Er läuft an den Fluß, er ruft, er sucht, Alfred ist nicht zu sehen. Er muß sich doch wohl an den Rand des Geländers begeben und sich vorgebogen haben, und so hinab gestürzt sein, denn der Fluß liegt viel tiefer.

Der arme Carl ringt die Hände und ruft und wehklagt, und kann sich nicht entschließen, es den Eltern zu sagen. Endlich thut er es doch, und nun stürzen Alle in den Garten und rufen und suchen, und der Vater holt schnell ein Boot herbei, und auch im Wasser wird gefischt und gesucht, aber keiner findet ihn.

Die armen Eltern hofften noch und dachten, Alfred könne fortgelaufen sein, mit anderen Knaben zu spielen, aber am Abend da brachten Fischer die kleine Leiche, die sie weit hinaus im Flusse gefunden. Er ist gar nicht entstellt gewesen und hat ganz ausgesehen, als ob er lebe, und seine arme Mutter hat immer gesagt: „Nein, todt ist er nicht, wir haben ihn nicht verloren, er wacht noch wieder auf!“

— Wir haben alle Drei darüber geweint, und Conrad schreibt auch, er habe bis jetzt noch gar nicht wieder so lustig sein können, wie wohl sonst.

Daß Alfreds Ungehorsam den Tod herbeigeführt hat, das ist sehr traurig, aber Otto, Marie und ich wollen jeden Abend für ihn beten, daß Gott ihm vergeben und ihn in seinen Himmel aufnehmen wolle. Seine Eltern und Geschwister sollen so sehr, sehr traurig sein, denn sie liebten ihn so herzlich. Er war auch so allerliebste. —

Jetzt muß ich von der vorigen Woche erzählen. Mein Onkel Halm, der bei mir Gevatter gestanden, schickte mir aus Dresden ein wunderschönes Album; der Einband violetter Sammt mit Gold; ich habe nie etwas Hübscheres gesehen, und es gehört ein mit Watte und Seide gepolsterter Kasten dazu. Mein erster Gedanke war, wen ich bitten wolle, mir einen Denkspruch hinein zu schreiben, und zuerst hat ich Otto und Marie, die Beide ganz bereit waren und sehr glücklich darüber. Marie war gleich mit dem Besinnen fertig und wollte schreiben:

„Liebe Du mich,
So wie ich dich.“

Deine Dich liebende Schwester
Marie.

Otto hatte auch schon seinen Entwurf gemacht, nämlich, er wollte einen Vers hinein schreiben, den er einmal in einem Stammbuche gelesen, und der lautete so:

„Gedenke mein,
So wie ich Dein,
Und laß uns immer
Fröhlich sein.“

Dein treuer Bruder
Otto.

Ich war mit Beiden sehr zufrieden, aber eben als Otto anfangen und einschreiben wollte, kam Mama und sagte: „Holla? was ist das? — Ihr denkt doch nicht im Ernste daran, jetzt schon Euch in dies Buch einschreiben zu wollen? Nein, nein, daraus wird nichts; das Buch bewahrt Wilhelm bis zu seinem 17ten oder 18ten Jahre, dann kann er sich hübsche Gedanken und Erinnerungen darin

sammeln, jetzt ist das noch viel zu früh: denn in einem so schön eingebundenen Gedenkbuche müssen nur gute und schöne Dinge stehen, sonst ist es eine Frucht mit schöner Schale und schlechtem Kern. Ich will Euch aber Jedem ein einfaches Album schenken, worin alle Eure kleinen Freunde schreiben können, was ihr Herz ihnen eingiebt."

Ueber dies Versprechen freuten wir uns sehr; Mama hat ganz Recht, aber Otto und Marie waren ein wenig niedergeschlagen, denn eben in dies hübsche Buch hätten sie sich am liebsten eingeschrieben. Otto sagte auch: „Ich glaube gar nicht, daß mir nach Jahren was Besseres einfallen wird, denn dies ist wirklich ein sehr hübscher Vers!“ — Mama lachte und meinte, wenn er nach Jahren erst schöne Gedichte und Sprüche gelesen, werde er in diesen Einfall, der übrigens ganz gut wäre, so verliebt nicht mehr sein. —

Wir haben jetzt sehr viel zu thun, denn Herr Flohr will nächstens ein Examen mit uns halten, in Papa's Gegenwart, und da kommt es besonders darauf an, wie wir im Latein bestehen, denn das ist, wie Otto sagt, Papa's Lieblingspferd. Recht zu seinem Verdruß, denn er ist gar

Kein großer Freund davon. Ich bin, weil ich älter bin, schon etwas weiter darin vorgerückt, da geht es schon besser, und eigentlich macht es mir Spaß. Wenn wir uns üben, unsere Vocabeln hersagen oder decliniren, so lernt Marie, wenn sie es zufällig hört, immer mit; das klingt zum Todtlachen, aber sie kann es ganz fix.

Marie will auch Latein lernen, aber Mama will es nicht und sagt: „Gieb Du Dir nur Mühe beim Französischen und Englischen, das paßt besser für kleine Mädchen.“ Nächstens kommt ein kleines Mädchen aus Paris, die gar kein Deutsch kann, mit der soll Marie französisch sprechen. Sie freut sich sehr darauf, weiß aber gar nicht, wie sich das machen wird, daß sie einander verstehen, denn sie kann noch sehr wenig Zusammenhängendes sagen, nicht viel mehr, als: „je vous aime,“ „je vous en prie,“ „donnez moi,“ „comment vous portez vous,“ und „ma chère et bonne maman.“ Viel mehr kann sie wirklich nicht; das wird also ein Spaß werden.

Wilhelm.